

Mike Markart

Magritte
Erzählungen

Inhaltsverzeichnis

Magritte	7
Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt	7
Nach dem Vorbild der großen Ordnung: Die in Eichenholz eingeschlagene Familie. Frachtfertige Menschen. Jener ideale Zustand	9
Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau	11
In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord	13
Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden	15
Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen, war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen	18
Ich bin ein Mahnmal und ein immerwährender Kalender	21
Im Grunde genommen bin ich zufrieden, wenn die Dinge sind, wie sie sind	31
An trüben Tagen erschrecke ich manchmal, wenn das Raumschiff plötzlich aus den Wolken hervorsteht. Groß wie ein Haus	38
Io bevo per non annegare. (Ich trinke an gegen das Ertrinken.)	45

Das Duell	53
Das von der Piazza Navona in die Via di Tor Millina einfahrende Schiff	58
Ich will nichts von den Menschen wissen	69
Alles grau: Ihre Buntstifte. Ihre Augen. Ihr Mund	77
Hilfe, Monika!	83
Und ihre Tränen waren Flüsse und Seen	88
Ceci	100
Laute Schreie und gequälte Seufzer. Eine herrliche Zeit	104
Levomepromazin	112
Ein Fuß von mir ist mit dem Zug davongefahren, und jetzt hole ich ihn ein	115
Die Großmutter	120
Campora 1990	123
Penfolds Grange 1989	125
Château Pichon Longueville Comtesse de Lalande 1983	127
Wasserköpfe. Flaches Denken	128
Schadenzauber	141
Krammer	155
Erinnern, ein subjektiv hergestellter Platz ohne Umgebung	161
Kalcher	166
Todesursache: Körpersubtraktion durch im Kreis gehenden Denkvorgang	187
Duecentosessantasettemilanovecentosessantatre	192

Magritte.

Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt.

(René Magritte, Die Flussbewohner, 1926)

Der laue Wind, der vom Fluss herüberweht, geht wieder durch mein Zimmer. Wie gewöhnlich bringt er es vollkommen in Unordnung. Schiebt den Tisch von der Mitte des Raumes an die Wand, kippt die Sessel und leert die blaue Vase. Dreht sie einfach um, wodurch sich das Wasser über den Boden ergießt und die Nelken sich verstreuen. Verstellt mir dadurch den Weg von der Tür zum Fenster. Hängt den Spiegel von der Wand und legt ihn unter mein Bett. Ich kann mein Notizbuch nicht mehr finden und trage jenen karierten Wintermantel, welchen angezogen zu haben ich mich nicht erinnern kann. Wenigstens verschont er meinen Koffer. Lässt ihn an seinem Platz neben dem Kasten.

An solchen Tagen kann ich bis zum Fluss hinübersehen, wenn ich mich ein wenig an die Gitterstäbe vor dem Fenster drücke. Zu den Menschen, deren Häuser unweit des Ufers stehen. Diesmal schieben sie Karren vor die Häuser, legen Kisten auf und fahren mit diesen ganz nah ans Wasser.

Irgendjemand ist ins Zimmer gekommen und beginnt mit mir zu sprechen, auf mich einzureden, ich habe jedoch den Wind in den Ohren und die Augen und die Gedanken ganz weit drüben am Fluss.

Offensichtlich kennen diese Menschen vom Fluss eine Stelle, wo das Wasser sich anheben lässt. Dementsprechend hebt es einer von ihnen ein wenig und rollt es zur Seite.

Dann steigen sie in die Tiefe, einer nach dem anderen. Die Kisten scheinen nicht besonders schwer zu sein, denn jeder klemmt sich eine unter den Arm. Bald sind alle ins Wasser hinuntergestiegen, der Letzte greift nach der zur Seite gerollten Wasseroberfläche und zieht sie über sich, streicht sie von unten glatt.

Spaziergänger kommen die Uferstraße entlang, sie schenken den ins Wasser Hinabsteigenden allerdings keinerlei Beachtung. Auch der Hund trabt unbeirrbar, hält den Kopf erhoben, da er einen Ast im Maul trägt, diesen zu balancieren hat. Jener, der ins Zimmer gekommen ist und auf mich einredet, steht nun so nahe hinter mir, dass jedes einzelne Wort seiner in meine Richtung geschickten Wortflut eingehüllt ist in warme, zähe Atemluft. Selbstverständlich ist mir klar, dass ich das Ufer und das Wasser nicht aus den Augen lassen darf, jedoch weiß ich mir nicht anders zu helfen, als mir den Mantel über den Kopf zu ziehen. Für ein paar Minuten, wie ich es empfinde. Als die Stimme hinter mir sich der Tür zubewegt, die Tür sich öffnet und demzufolge bald wieder ins Schloss fällt und die Stimme ganz verschwunden ist, kommt mein Kopf aus dem Mantel hervor. Die Häuser am Fluss jedoch sind bereits abgerissen, die Türen, die Fensterrahmen wahrscheinlich auf Karren geladen und fortgeschafft. Selbstverständlich auch der Kamin. Nur der Rauch ist geblieben.

**Nach dem Vorbild der großen Ordnung:
Die in Eichenholz eingeschlagene Familie.
Frachtfertige Menschen. Jener ideale Zustand.**

(René Magritte, Perspektive II: Der Balkon von Manet, 1950)

Ich bin ein Vogel. Mache mich leicht und flattere davon. Die aufgeregten Gesichter hüpfen zuerst an den Fenstern, in dem Käfig, in dem ich jahrelang gehalten wurde und aus dem ich endlich entkommen bin. Als sie durch die Tür ins Freie stürmen, bin ich bereits so weit entfernt, dass sie klein sind wie Sandkörner. Die schüttele ich endgültig aus meinem Gefeder.

Ich spüre bald wieder Gewicht in den Beinen, so entspannt bin ich. Um die nächste Häuserecke gehe ich bereits zu Fuß. Das Zelt im Geäst der Birke ist nun unerreichbar fern. Die an den Zweigen festgemachten Geräusche.

Auf einem der vielen Balkone sitzt eine Familie, eingeschlagen in Eichenholz. Ein schönes Bild. Die verbringen einen Sonntagnachmittag nach dem Vorbild der großen Ordnung, denke ich.

Frachtfertige Menschen.

Jener ideale Zustand.

Am Rand des von der Sonne aufgeheizten Gehsteigs verweilt regungslos eine Eidechse. Langsam schiebe ich meinen rechten Fuß nach vor. Sie trommelt daraufhin ihre kurzen Beine auf den Asphalt und entkommt so schnell, dass meine Augen ihr nicht zu folgen imstande sind.

Ich trage selbstverständlich meinen karierten Wintermantel. An einem Zeitschriftenkiosk bleibe ich stehen,

stelle meinen Koffer ab. Ich wechse niemals den Ort ohne meinen Wintermantel, den Koffer.

An den aushängenden Zeitungen wird von Unglücken berichtet. Der Jahreszeit entsprechend: Bergunfälle. Wasser- und Schlammabgänge. Auf die Hitze zurückzuführende Amokläufe.

In Bezug auf meine eigene Familie fehlt mir jede Erinnerung. Mittels Medikamenten wurde sie gelöscht. Unwiederbringlich, so die Auskunft der Ärzte.

Ich hätte mir niemals gedacht, lange Jahre durch die vergitterten Fenster nach draußen in den Park und auf die Straße hinunterblickend, dass die Welt so sehr meiner Vorstellung, meinem Idealbild entsprechen würde: Vor einem Café sind Tische aufgestellt. Die an ihnen sitzenden Menschen, eine Tasse Kaffee, viele auch ein Stück Kuchen vor sich, sind in Eichenholz eingeschlagen.

Frachtfertige Menschen.

Ebenso die Kellner, die Besitzerin des Lokals, an der Tür lehrend. Der Zeitungsverkäufer. In Eichenholz eingeschlagen.

Ein idealer Zustand.

Mir fehlt die Zeit, denke ich, zum Fußballspiel zu gehen.

Ins Stadion. Schade eigentlich.

Jene meiner Vorstellung entsprechende Welt: Jemand betritt mein Blickfeld und er ist in Eichenholz eingeschlagen, also tot und frachtfertig und in einem idealen Zustand.

Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau.

(René Magritte, *Der Befreier*, 1947)

Ich bin niemals zuvor in dieser Stadt gewesen. Ich steige aus dem Zug, da sich eine unangenehme Person zu mir ins Abteil gesetzt hat. Sie hat ihre Tasche sowie zwei Plastiksäcke auf den Sitz neben mir gestellt, und schon in der ersten Kurve haben sich sowohl Tasche als auch die Säcke in meine Richtung geneigt. Ich hasse es, wenn so etwas passiert. Ich bin ein Stück weiter zum Fenster gerückt. Natürlich habe ich meinen Mantel angelassen, selbstverständlich, und mich dementsprechend und zwangsläufig beengt gefühlt. Ich habe nach draußen schauen wollen, um mich ein wenig zu entspannen dadurch. Um meine Gedanken abzubringen von jener Person und ihrer Tasche sowie den Plastiksäcken. Doch die Person hat begonnen, auf mich einzureden. Unaufhörlich. Uninteressante, nebensächliche Dinge hat sie mit abstoßender Stimme in meine Richtung gespuckt. Selten hat eine Stimme mich so sehr abgestoßen wie die Stimme jener Person. Darüber hinaus hat sich durch ihre Anwesenheit ein seltsamer Geruch im Abteil verbreitet. Ich habe diesen Attacken nichts entgegensetzen können, so bin ich aufgestanden, habe meinen Koffer genommen, mich den schmalen Gang entlangezwängt und mich zur Waggontür gestellt, um auf die nächste Station zu warten.

Dort steige ich nun aus.

Kommt man aus einem Bahnhofsgebäude, weiß man im selben Augenblick, in welche Richtung man zu gehen hat, um ins Ortszentrum zu kommen. Mein Koffer ist nicht be-

sonders schwer. Wenn ich aufbreche, habe ich manchmal sehr wenig Zeit, meine Sachen zu packen. Dann nehme ich nur jene Dinge, die ich im Nachttisch aufbewahre.

Ich komme an einem Weinlokal vorbei und überlege hineinzugehen und mich an einen der Tische zu setzen. Doch in diesem Moment sehe ich das Haus und weiß, dieses Haus habe ich mir vorgestellt. Monatelang bin ich am Fenster gestanden, habe hinuntergesehen auf den Park, den Zaun. Und jenseits des Zauns habe ich mir dieses Haus vorgestellt.

Ich stelle nun meinen Koffer ab, setze mich neben dem Bäckergeschäft auf einen Mauersims und wende meine Augen nicht mehr von der Eingangstür des Hauses ab. Es dauert Stunden, bis die Tür sich zum ersten Mal öffnet: Zuerst kommt der Hund, dann die gespannte Leine, die von seinem Hals in einer Diagonale zu einer Hand führt, welche aus einem hellbraunen Mantelärmel hervorgeht, dann ist die Frau schon vollkommen aus dem Haus getreten, zieht die Tür hinter sich ins Schloss und folgt dem Hund. Bald sind sie verschwunden. Ich bleibe auf dem Mauersims sitzen. Es dauert lange, bis der Hund am entgegengesetzten Ende der Straße ins Bild kommt. Zuerst er, dann die Diagonale der Leine, dann die Frau.

Bald wird es Abend. Der Bäcker versperrt sein Geschäft, viele der Fahrzeuge ziehen ab. In jenem Haus, das ich beobachte, brennt bereits Licht. Ich nehme meinen Koffer, überquere die Straße und stelle mich an jenes Fenster, das in den Essraum hineinschaut. Die Frau sitzt am Tisch, isst, zu ihren Füßen liegt der Hund. Ich weiß, ich sollte mich beeilen, denn mein Warten könnte jemandem auffallen, jetzt, wo die Straße sich geleert hat. Ich trete also an die Tür und klopfe.

In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord.

(René Magritte, Die Liebenden, 1928)

Ich habe nie wirklich unter Menschen gelebt. Ich wurde beaufsichtigt, versorgt. Verwahrt.

Und ich kann mich nicht erinnern, ob ich jemals ein Haus betreten habe. Ich über die Schwelle stieg, nachdem mir geöffnet worden war, und die Tür danach hinter mir ins Schloss schnappte. Hin und wieder wurde ich, daran denke ich manchmal, von einer Anstalt in eine andere transportiert. Verlegt. Oftmals nicht ohne Gegenwehr.

Dementsprechend und selbstverständlich.

Was soll ich nun anderes tun, als durch den Vorraum zu gehen, ins Esszimmer, und mich an den Tisch zu setzen? Das wird wohl von mir erwartet, denke ich. Ich strecke die Beine aus, an diese lehnt sich sofort der Hund. Die Folgerichtigkeit dieses Vorgangs beeindruckt mich. Offensichtlich gibt es natürliche Muster im alltäglichen Ablauf, und ich habe ein solches erraten. Demzufolge fahre ich in ähnlicher Weise fort: Ich ziehe meinen Mantel aus und hänge ihn über den Sessel. Den Koffer schiebe ich unter den Tisch. Dann gehe ich auf die Frau zu, lege meine Arme um sie und küsse sie auf den Mund.

Ich habe nicht gedacht, muss ich gestehen, dass das Leben außerhalb jenes Käfigs, in dem man mich gehalten hatte, wahrscheinlich mein ganzes bisheriges Leben lang, so einfach funktionieren würde.

Der Erfolg meiner bisherigen Aktionen könnte mich natürlich zu übereilten und demnach und zwangsläufig fatalen Handlungen ermuntern, deshalb pfeife ich mich selbst zurück. Das scheint mir im Moment angebracht. Und auch das erweist sich als die genau richtige Entscheidung. Da denke ich: Das wird meine Nacht.

Aus der Küche hole ich eine Orange und Zimt. Selbstverständlich.

Ich stelle meine Schuhe ins Badezimmer, um sie später zu säubern, denn ich habe tagelang keinen Gedanken daran verschwendet.

Als ich ans Regal trete und ein Buch herausziehe, einen Band über Käfer, steht die Frau hinter mir und ich rieche ihren Atem, ihr Haar. Kardamom, Kandis und ganz wenig Pfeffer. Eine Spur.

Ich schiebe das Buch zurück ins Regal.

Ich überlege, ob ich mir nicht endlich freien Lauf lassen soll, denn ich bin gierig wie ein Hund und die Leine zum Zerreißen gespannt. Jenes Bild noch, denke ich: Ein weißes Tuch über beide Köpfe gezogen. In diesem Halbdunkel streife ich ihr das Kleid von den Schultern, es rinnt zu Boden, und in dem See, in diesen weichen, roten Wellen, gehen wir von Bord.

Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden.

(René Magritte, *Der bedrohte Mörder*, 1926)

Natürlich weiß ich von ihren Liebschaften.

Sie hat den Wagen vor dem Haus gelassen, denn ich sagte ihr vor Tagen, dass ich verreise. Ich muss zum Bahnhof, sagte ich zu ihr. Ich fahre hinauf in den Norden.

Seit mehr als einem Jahr fahre ich regelmäßig, ja wöchentlich, hinauf in den Norden, um jener Situation, welche ich vorbereite, die notwendige Normalität zu geben.

Mehr als ein Jahr lang fuhr ich wöchentlich mit dem Wagen zum Bahnhof, kaufte mir eine Fahrkarte und stieg in den Zug. Ich suchte mir einen Platz am Fenster und stellte meinen Koffer unter den Sitz. Meinen Mantel behielt ich selbstverständlich an, meinen Hut legte ins Gepäcksnetz. Sie hatte mich überredet, einen Hut zu kaufen. Ich kam dieser Bitte widerwillig nach. Inzwischen jedoch kann ich mir ein Leben ohne meinen Hut nicht mehr vorstellen. Lag der Hut also erst einmal im Gepäcksnetz, setzte sich der Zug in Bewegung. Ich bin versucht zu denken: zwangsläufig.

Je weiter man in den Norden des Landes kommt, desto größer werden die Abstände zwischen den Häusern, dementsprechend werden die Bahnhöfe kleiner. Wo ich nach zweistündiger Fahrt immer ausstieg, steht ein Bretterschlag. Dort können die Reisenden bei schlechtem Wetter entweder auf den Zug warten oder aber, nachdem sie gerade aus einem angekommenen Zug ausgestiegen sind, eben darauf warten, dass der Regen oder Schneefall aufhört.

Ich stellte meinen Koffer auf den Boden und wartete, bis der Zug abfuhr und nach einer endlos scheinenden Geraden manchmal im Nebel oder Regen, manchmal in der Trübnis meines Blickes verschwand. Dann erst nahm ich meinen Koffer in die Hand und ging die Schotterstraße entlang.

Nach ein paar Minuten erreichte ich das Dorf. Ich stieg die Stufen zum Gasthaus hinauf und nahm, nachdem ich durch meine wöchentlichen Besuche zum Stammgast geworden war, wenn niemand anzutreffen war, den Schlüssel zu meinem Zimmer aus der Schublade unter der Theke und ging in mein Zimmer hinauf. Dort stellte ich den Koffer in den Schrank.

Anfangs verbrachte ich den Tag oft wartend, auf dem Bett sitzend oder am Fenster stehend, legte mich früh ins Bett, schlief oft sogar tief, manchmal jedoch gar nicht. Nachdem mir diese Umgebung jedoch vertraut geworden war, nach einigen Wochen, ging ich hinunter in die Gaststube. Dort suchte ich mir einen Platz am Fenster und schaute auf die Straße hinaus, zum Fleischer hinüber.

Später spielte ich sogar Karten. Ein buckliger, dürrer Fremder sprach mich an und forderte mich zum Kartenspiel auf. Ich schaute zuerst Hilfe suchend zur Wirtin hinüber, worauf diese ein Nicken andeutete. Ich vertraue ihr. Dementsprechend bot ich dem Fremden den Stuhl mir gegenüber an. Er setzte sich und nahm mit hastigen, zugleich ungeschickten Bewegungen die Siebener, Achter und Neuner aus dem Kartenstoß. Einen Siebener schob er offen zu mir herüber, und diesen Siebener deckte er mit einem umgedrehten Achter zur Gänze ab. Auf diese Art Resultate im Kartenspiel zu notieren war mir schon damals geläufig, wengleich ich nicht wusste, woher. Ich hob vom Stoß ab und der Fremde teilte die Karten aus. Manchmal gesellten sich weitere Fremde zu uns und sahen unserem Spiel zu.

Mir blickten dabei gegebenenfalls welche über die Schulter, was mir unangenehm war. Der Bucklige spielte sehr geschickt Karten. Wengleich er durch gute Karten oftmals so sehr in Erregung geriet, dass diese auch mir nicht verborgen bleiben konnte.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem ersten Zug zurück und betrat am frühen Vormittag das Haus. Natürlich hatte sie keine Spuren hinterlassen. Sie stand am Fenster und beobachtete meine Ankunft. Am Tag meiner Rückkehr waren die Zimmer immer aufgeräumter als bei meiner Abreise. Die Tische glänzten, die Türschnallen, die Böden. Die Fenster waren weit geöffnet und in den Räumen roch es dementsprechend nach jener Strecke, die zwischen dem Fenster und den Bergen liegt. Verräterische Anhaltspunkte hatte sie also beseitigt und dadurch gleichzeitig meinen Verdacht bestätigt.

Sie hat also heute den Wagen vor dem Haus gelassen. Ich verreise, hatte ich zu ihr gesagt, ich fahre in den Norden.

Ich fahre natürlich nicht in den Norden. Ich nehme meinen Mantel, den Hut und den Koffer und steige in den Wagen und fahre in Richtung der Berge. In einem Waldstück stelle ich den Wagen ab, ziehe mir den Mantel über, setze den Hut auf, nehme den Koffer und gehe zu Fuß zurück zum Haus. Sie muss denken, dass ich längst im Zug sitze, als ich an unserem Haus ankomme. Ich ziehe den Schlüssel aus der Manteltasche und sperre die Tür auf. Sie trägt ein weißes, seidenes Tuch auf ihrer nackten Haut. Sie sagt kein Wort, dann läuft das Blut aus ihrem Mund ins Rot der Chaiselongue. Ich lege meinen Mantel und den Hut auf den Stuhl und lege eine Schallplatte auf, um jene Geräusche nicht zu hören, welche die Vielzahl ihrer Liebhaber verursacht.

Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen, war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen.

(René Magritte, Der Monat der Weinlese, 1959)

Ich nehme meinen Hut, den Mantel und den Koffer und will hinauf zum Wagen gehen, den ich in einem Waldstück in Richtung der Berge abgestellt hatte. Denn mir ist bewusst, dass ich mir nicht allzu viel Zeit lassen sollte, hier wegzukommen. Als ich das Haus verlasse, entscheide ich jedoch, zuerst in den Ort hineinzugehen. Denn einige Maßnahmen sind für eine erfolgreiche Flucht unerlässlich, stelle ich mir vor.

Im Ort angekommen gehe ich ins Kaufhaus. Dort erwerbe ich einen neuen Hut, eine dunkle Melone. Davon verspreche ich mir Schutz vor jenen Blicken, die mir auf dem Weg hierher bereits aufgefallen waren.

Und einen schwarzen Mantel, eine rote Krawatte. Ich nehme die Stücke, betrete eine Umkleidekabine und ziehe den Vorhang hinter mir zu. Ich betrachte mich im Spiegel. Ich entschlief mich, die neuen Stücke, also nicht nur die Melone, sondern auch den Mantel und die rote Krawatte anzubehalten, demnach lasse ich meinen alten Mantel und den Hut in der Kabine. Denn zusätzliches Gepäck könnte mir hinderlich sein, befürchte ich. Von meinem Koffer trenne ich mich selbstverständlich nicht. Ich zahle, will unauffällig tun, ertappe mich allerdings dabei, gerade da-

durch aufzufallen. Ich hätte mich in der Wohnung besser auf die bevorstehenden und selbstverständlich absehbaren Situationen vorbereiten sollen, werfe ich mir vor. Als ich durch die automatische Tür auf die Straße hinaustrete, tragen alle Menschen erwartungsgemäß eine dunkle Melone auf dem Kopf, einen schwarzen Mantel, eine rote Krawatte. Darüber hinaus haben sie denselben Gesichtsausdruck, als ich genauer hinsehe, erkenne ich, dass all jene auf der Straße Gehenden sogar dasselbe Gesicht haben, dadurch ist es vollkommen unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden. Daran habe ich natürlich nicht gedacht, gerate dementsprechend und selbstverständlich in Bedrängnis. Wieder gelingt es mir nicht, meine Anspannung zu verbergen, so eile ich gesenkten Kopfes also in jene Richtung, die zum Bahnhof führt. Am Eingang des Weinlokals bleibe ich kurz stehen, überlege hineinzugehen, wie ich, ganz gleich wie eilig ich es habe, an jedem Weinlokal überlege hineinzugehen, die Karte zu studieren und mich mit einem Glas in eine Ecke zu verkriechen. Ich muss verrückt sein, jetzt solchen Gedanken nachzugehen. Ich muss zum Bahnhof, da ich mir sicher sein kann, dass mich jemand verfolgt. Mich mittels Melone, Mantel und Krawatte den Menschen anzupassen war, das muss ich mir zugestehen, sehr klug, nicht daran zu denken, ihr Gesicht anzunehmen war jedoch eine fatale Unachtsamkeit, denn selbstverständlich hätte ich daran zuerst denken müssen. Am Bahnhof angekommen laufe ich die Stufen hinunter zur Toilette. Dort stelle ich meinen Koffer ab und versuche, vor dem Spiegel durch Muskelanspannung den Gesichtsausdruck all jener auf der Straße Gehenden zustande zu bringen. Ich bin mit dem Resultat nicht zufrieden, denke, ich hätte mir die Gesichter besser anschauen sollen, anstatt den Kopf gesenkt zu halten und

blindlings hierher zu eilen, öffne dementsprechend die Tür einen Spalt. Draußen stehen erwartungsgemäß ein paar Menschen, ich bemühe mich, mir ihr Gesicht erneut einzuprägen. Zum Glück, denke ich, haben sie mir einen Schirm erspart. Selbstverständlich wäre es nicht schwierig gewesen, einen zu kaufen, denn jedes zweite Geschäft verkauft Regenschirme. Es ist mir jedoch unmöglich, einen Schirm bei mir zu tragen. Diese Tatsache hätte mich wie ein giftgrün bemaltes Männchen in der Menge stehen und herausleuchten lassen. Zum Glück also haben sie mir einen Schirm erspart. Trotzdem gehe ich davon aus, dass unter jenen, die vor der Tür stehen, jenen, die in der Bahnhofshalle warten, jenen, die im Begriff sind, in Züge zu steigen und jenen, die gerade am anderen Ende des Ortes ihr Haus aufschließen, um dann eine Einkaufstasche auf den Küchentisch zu stellen, bereits jetzt viele sind, die über mich Bescheid wissen, darüber hinaus wird sich über Radio und Fernsehen in den nächsten Minuten und Stunden und über die Zeitungen morgen früh mein Geheimnis in die Köpfe aller hinein verbreitet haben. Spätestens dann also, vermute ich, könnte es zu spät für mich sein.